

Münzen der Antike, der dritte Münzen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Im langen Eingangssaal findet man außereuropäische und moderne Beispiele, Hortfunde, Papiergeld, Münzstempel und Münzgewichte. Auf dem grauen Samt von fast hundert nicht zu großen Tableaus liegen etwa 2200 Objekte. Die schlicht und streng geformten Vitrinen, auf denen sich der Besucher ausnahmsweise gefahrlos aufstützen kann, lassen keine Wünsche offen, außer daß man natürlich die Rückseite der Münzen nicht zu sehen vermag (Abb. 1).

Durch Einbeziehung alter Münzschreine in die Schauräume wurde der intime und vornehme Eindruck, den die mächtige Pfeilerhalle in der Alten Akademie nicht geben konnte, wesentlich gesteigert: neunzehn erlesene japanische Lackschränke aus dem frühen 18. Jahrhundert, die vielleicht schon von Max Emanuel (für andere Zwecke?) gekauft wurden, sowie der berühmte Münzschrank von André Charles Boulle verhindern durch geschickte Placierung wie durch ihre tastbare Nähe, daß der Besucher dem fatalen Friedhofsgefühl der staubdicht verglasten Vitrinenmuseen erliegt. Somit ist die glänzende Repräsentation der alten Münzkabinette, wie sie uns der Angermair-Schrein oder die Boulle-Schränke überliefern, erneut Wirklichkeit geworden.

Rainer Rückert

REZENSIONEN

ALBERT KNOEPFLI, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau*, Bd. III *Der Bezirk Bischofszell*. (Kunstdenkmäler der Schweiz, Bd. 48.) Basel (Birkhäuser) 1962. 584 S., 500 Abb. Sfr. 67. - .

Der 48. Band des Schweizer Inventarwerks gilt einem Bezirk südlich des Bodensees zwischen Konstanz und St. Gallen; er birgt eine Fülle wundervoller Fachwerkhäuser, stattliche Bürgerbauten, deftiges Kunsthandwerk, zudem ein Städtchen „wie aus der Spielzeugschachtel“ – Bischofszell. Ihm sind zwei Drittel des Bandes gewidmet.

Es gibt zwei romanische Kapellen, eine davon mit interessanten Fresken aus dem mittleren Drittel des 12. Jahrhunderts (Degenau); eine spätgotische Basilika, auf „Gipsergotik“ umgestaltet; eine spätgotische Steinbrücke von 1487; einige tüchtige Barockfassaden. Im übrigen darf man kaum „hohe Kunst“ erwarten.

Die Denkmäler des Bezirks nehmen in Jenny's Kunstführer kaum mehr als eine Seite ein. Hier sind es fast 600 mit 500 Abbildungen. Gewiß hat auch die Redaktion ihre Bedenken gegen eine solche zunächst fast uferlos scheinende Ausweitung. Aber welche staunenswerte Arbeitsleistung, welche außerordentliche Sorgfalt, welche Kennerchaft, ob es sich nun um Freskotechnik, Dachkonstruktion oder barocken Stuck handelt! Hat man sich einmal in den Band hineingelesen, möchte man kaum mehr etwas missen.

Der Verfasser, der soeben eine Kunstgeschichte des Bodenseeraumes veröffentlicht hat, zeigt eine Intensität und Vielfalt der Durchdringung, die wohl nur ein Einheimischer aufbringen kann. Den üblichen Rahmen des Inventars sprengt das schon – wo

sollten wir bleiben, wenn mit gleicher Ausführlichkeit die großen Werke dargestellt würden? Aber ganz sicher tut man gut, eine solche Ausnahme zuzulassen, wenn sie einmal möglich wird.

Beim Zurechtfinden in dem Band mag man sich zunächst schwer tun; da sind ausführliche Übersichtskapitel, die einen vorzüglichen Einblick in die historische Struktur, z. B. der städtebaulichen Entwicklung geben. An anderer Stelle sind die Gebäude nochmals behandelt, im topographischen Zusammenhang. Aber dann merkt man, wie gut die Abbildungen als Leitfaden dienen, deren Unterschriften ungewöhnlich viel in Kürze bieten, auch Seitenverweise für den Eiligen. Der Rezensent möchte seine Freude an der sprachlichen Kraft und Fülle des Bandes nicht verbergen, bittet aber um Nachsicht, wenn er bekennt, nicht zu wissen, was *Flurafen* sind und auch bei „Luziden“, „Käsbissen“ u. a. um genaue Definition verlegen wäre. Manchmal geht der sprachschöpferische Eifer mit dem Verfasser durch – „beiderseits geöste Spindel“, „Nußbaumwurzelmasertäfer“.

Nikolaus Pevsner gibt jedem Bande seiner *Buildings of England* ein Glossar bei. Wäre das nicht auch hier möglich?

Mit Sorge weist Hahnloser im Vorwort auf die Bedrohung, die diesem Idyll durch die soziale und wirtschaftliche Umwälzung unserer Zeit näher kommt: Die besitzende Schicht zieht aufs Land – was wird aus den bislang gepflegten Häusern? Schon ist (1958) die reizvolle gedeckte Holzbrücke über die Sitter abgebrochen, der man kaum die späte Entstehung, 1811, glauben möchte. Und die Holzhäuser seien zum Aussterben verurteilt!

H. Erich Kubach

FRANZ-JOSEF REICHERT, *Die Baugeschichte der Benediktiner-Abteikirche Tholey*. Saarbrücken 1961 (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde des Saarlandes 3). 312 Seiten, 111 Abbildungen, 5 Faltpläne.

Ausgraben heißt, in überlegt angesetzten Ausschnitten die im Boden eingeschlossenen Spuren der von Menschen gestalteten Vergangenheit freizulegen, wissenschaftlich aufzunehmen und zu deuten, und schließt die Verpflichtung ein, in einem Grabungsbericht, für jeden kontrollierbar, das Gefundene mitzuteilen und die Deutung zu begründen. Der kunsthistorische Aspekt ist dabei fast immer nur einer von vielen, denn auf dem Felde der christlichen Archäologie greifen Interessen und Zuständigkeiten einer ganzen Reihe verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen ineinander. In der Praxis hat jede Grabung nach einem Wort Otto Doppelfelds „in organisatorischer und technischer Hinsicht ihr eigenes Gesicht“.

1905 fanden gelegentlich größerer Restaurierungsarbeiten innerhalb der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Tholey, das durch seine frühe, urkundlich bezeugte Gründung ein besonderes Interesse der Forschung auf sich zog, Grabungen statt, die ausschließlich die Freilegung von römischen Bauresten zum Ziel hatten. Damit wurde ein nicht mehr gutzumachender Schaden für die Erforschung aller späteren Perioden angerichtet. Die Ergebnisse wurden nur in kurzen Mitteilungen bekanntgegeben, eine